

Strukturwandel der Familie

Betrachtet man die Daten aus den Familienberichten zur Entwicklung der Familienstrukturen, so zeigt sich, daß die sogenannte Normalfamilie (Ehepaar mit Kindern) im Rückgang begriffen ist. Selbst wenn die Zahl der Ein-Eltern-Familien hinzugerechnet wird, bilden doch beide Formen der Haushalte eine Minderheit, gemessen an allen Haushaltungen in der Bundesrepublik. Mehrgenerationenhaushalte, in denen neben Eltern und Kindern noch weitere Generationen leben, sind nur noch zwei Prozent aller Haushaltungen.

Die Analyse möglicher Faktoren, die zu einer solchen Entwicklung beigetragen haben, geht von folgender These aus: Wir erleben in unserer Gesellschaft eine Vielzahl von Veränderungen, wie eine zunehmende Differenzierung, eine Individualisierung der Lebensverhältnisse sowie steigende Ansprüche an die Personalisierung und Selbstverwirklichung der Menschen, mit denen Ehe und Familie als Institution und als Lebensform nicht Schritt gehalten haben. Aus der Ungleichzeitigkeit gesamtgesellschaftlicher und familiärer Entwicklungen lassen sich viele gegenwärtige Probleme interpretieren.

Bereits der französische Soziologe Emile Durkheim hat Anfang unseres Jahrhunderts darauf hingewiesen, daß moderne Gesellschaften durch ihre zunehmende Differenzierung in Teilbereiche, wie Beruf und Familie, teilweise widersprüchliche Normen- und Wertsysteme ausbilden. Menschen können in solchen funktional differenzierten Gesellschaften nur bestehen, wenn sie einerseits mittels einer angemessenen Bildung die Komplexität der gesellschaftlichen Strukturen begreifen können und andererseits eine Persönlichkeit entwickeln, die es ihnen ermöglicht, die Widersprüche in der Gesellschaft auszuhalten. Die Lösung sieht diese Theorie-tradition darin, daß der Mensch der Moderne für sich persönlich eine individuelle Synthese aus den widersprüchlichen Verhaltenserwartungen einer Gesellschaft entwickelt und nicht mehr den durch Tradition vorgegebenen Verhaltensmustern folgt. Dieses *Individualisierungstheorem* soll im folgenden als Leitlinie dienen, um die Ungleichzeitigkeit von gesellschaftlicher Entwicklung und der familialer Lebensformen zu illustrieren. Dabei werden zunächst die Veränderungen während der Familienbildungs- und der Familienphase dargestellt und dann die Stabilität innerfamiliärer Verhaltensweisen kontrastiert. Vor dem Hintergrund dieses Vergleichs sollen schließlich einige Hypothesen über die Zukunft von Ehe und Familie sowie Anforderungen an die Forschung formuliert werden.

Veränderungen der Familienbildungsphase

In der repräsentativen Jugendstudie von Bonfadelli u. a. (1986) wird ein Vergleich zur soziodemographischen Struktur der Jugend seit 1953 durchgeführt. Dabei können die Autoren zeigen, daß heute bei den 20- bis 29jährigen nur noch 33 Prozent verheiratet sind, wohingegen im Mikrozensus 1980 noch 44 Prozent der gleichen Altersgruppe verheiratet waren, 1970 in der Volksbefragung gar noch 58 Prozent.

Die Veränderung im Heiratsverhalten dokumentiert auch die Zunahme nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften. Der Anteil der in nichtehelicher Lebensgemeinschaft lebenden Frauen und Männer im Alter von 18 bis 35 an der Bevölkerung des gleichen Alters wird im Jahr 1982 für Frauen auf 4,4 Prozent, für Männer auf 3,8 Prozent geschätzt (4. Familienbericht, 36). Aber die Zunahme der nichtehelichen Lebensgemeinschaften und die geringere Quote verheirateter jüngerer Menschen bedeutet nicht notwendigerweise, daß die Lebensform von Ehe und Familie insgesamt von Jugendlichen nicht geschätzt wird; sie sind vielmehr Ausdruck eines ganz spezifischen Strukturwandels der Jugendphase.

Denn die ökonomische Selbständigkeit von Jugendlichen setzt heute sehr viel später ein als in früheren Jahren und Jahrzehnten. Erst im Alter von 26 bis 27 Jahren erreichten zum Beispiel in dieser Befragung 50 Prozent der Befragten ein eigenes Einkommen von 1500 DM nach Abzug von Steuern und Versicherung; die anderen 50 Prozent waren selbst in diesem doch schon fortgeschrittenen Alter ökonomisch noch nicht selbständig.

Die längere ökonomische Abhängigkeit ist Folge einer verlängerten Ausbildung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen und damit Ausdruck der Tatsache, daß die Voraussetzungen für das Berufsleben, was die Anforderungen der Ausbildung und die Einstiegsmöglichkeiten in den Beruf angeht, erschwert worden sind. Für die jungen Männer einer Generation bedeutet dies, daß der Zeitpunkt einer Familiengründung aufgeschoben wird; die Berufstätigkeit selbst tangiert jedoch nicht die traditionelle Rolle als Vater und Haupternährer.

Die traditionelle Rolle der Mutter und Hausfrau ist mit Berufstätigkeit nur schwer zu vereinbaren. Wenn also Frauen mit den gleichen Bildungsqualifikationen wie Männer – der Frauenanteil an den Hochschulen beträgt 40 Prozent – versehen sind, so erscheint es nur sinnvoll, wenn sie auf den Abschluß der Ausbildung einige Jahre der Berufstätigkeit folgen lassen wollen. Denn mit der Familienbildung geht häufig das Ausscheiden der Frau aus dem Erwerbsleben einher. In dem Lebensabschnitt, in dem traditionellerweise eine Ehe eingegangen wurde, versucht also heute ein immer größerer Prozentsatz von Männern und Frauen Ausbildung und Berufsbeginn zu bewältigen, bevor sie – selbst bei positiver Einstellung dazu – Ehe und Familie als weitere Aspekte der Lebensplanung akzeptieren.

Darüber hinaus darf nicht vergessen werden, daß durch eine veränderte Ausbildung, durch eine veränderte Integration in den Arbeitsmarkt, durch ein Hinausschieben der Familienbildungsphase auch andere Lebensperspektiven entwickelt werden, wie etwa die Vorstellung, Karriere zu machen, eine Erfüllung im Beruf zu finden, die Familie als Form des „Daseins für andere“ (Beck-Gernsheim) nicht mehr erstrebenswert erscheinen lassen. Aufgrund der veränderten Bedingungen im Bildungs- und Berufsbereich der Jugendlichen entwickelt ein immer größerer Prozentsatz von Jugendlichen ein individuelles Konkurrenzverhalten, so daß es nicht verwundern darf, wenn Jugendliche und junge Erwachsene zunehmend individualistische Lebensorientierungen aufbauen. Diese und noch einige andere Veränderungen, die hier nicht ausgeführt sind, werden häufig als eine *Individualisierung der Jugendphase* interpretiert.

Hinzu kommt eine neue Bestimmung von Jugend: Wurde traditionellerweise der Jugendliche oder die Jugendliche als ein Gesellschaftsmitglied im Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter gesehen, so löst sich diese klare Vorstellung von Jugend in unserer Gesellschaft zunehmend auf. Denn jene Elemente, die als Merkmale des Erwachsenenstatus gelten, wie eine eigene Wohnung zu haben, ökonomisch selbständig zu sein, verheiratet zu sein und eine Ausbildung beendet zu haben, sind bei vielen Jugendlichen heute in höchst unterschiedlicher Weise und nicht in zeitlicher Koinzidenz vorzufinden. Wenn heute sehr viel mehr Jugendliche eine eigene Wohnung haben, aber gleichzeitig noch von ihren Eltern ökonomisch abhängig sind, so ist eben ihre Lebenssituation grundsätzlich anders als die Lebenssituation eines Jugendlichen im gleichen Alter, der nicht nur über eine eigene Wohnung verfügt, sondern beispielsweise auch schon über ein eigenes Einkommen. Der Übergang vom Jugendlichen- in den Erwachsenenstatus verläuft heute sehr viel differenzierter und individueller als noch vor 10 und 20 Jahren.

Die Familienphase

Die wohl signifikanteste Veränderung ist sicherlich das Verschwinden der Mehrkinderfamilie und die Zunahme der Ehepaare ohne Kinder. Der Geburtenrückgang, so zeigt zumindest auch die Statistik, ist weitgehend darauf zurückzuführen, daß der Anteil von Familien mit drei und mehr Kindern abnimmt.

Diese Entwicklung weg von der Mehrkinderfamilie hin zur Einkindfamilie oder gar zur Lebensgemeinschaft ohne Kinder korrespondiert weitgehend mit dem veränderten Erwerbsverhalten von Frauen. Zwar hat sich die Erwerbsquote insgesamt im Lauf der Jahrzehnte nur sehr langsam verändert. Aber innerhalb der Gruppe der erwerbstätigen Frauen haben sich dramatische Veränderungen ergeben. Waren 1960 lediglich ein Drittel aller verheirateten Frauen erwerbstätig, so sind es heute bereits 43 bis 44 Prozent. Dagegen sinkt die Erwerbsbeteiligung der

ledigen Frauen kontinuierlich, was auf das veränderte Bildungsverhalten und Ausbildungsverhalten von jungen Frauen zurückzuführen ist. Die längere Ausbildung führt dazu, daß sie nicht erwerbstätig sind, sondern sehr häufig erst in das Erwerbsleben eintreten, wenn sie auch eine Familie gründen wollen bzw. eine feste Partnerschaft auf Dauer eingehen. Die größte Zunahme der Erwerbsbeteiligung ist insbesondere in der Altersgruppe der 25- bis 45jährigen zu beobachten, also gerade in der Phase, in der Frauen traditionellerweise nach den alten Mustern eine Ehe eingingen, eine Familie bildeten und Kinder erzogen. Für diese Gruppe von Frauen stellt sich die Frage, wie Beruf und Familie integriert werden können, besonders dringlich und wird mit Sicherheit häufig auf Kosten der Kinder gelöst. Es scheint im Licht der skizzierten Entwicklung plausibel, daß aufgrund der vielfältigen Anforderungen und Erwartungen lediglich ein Kind oder möglicherweise gar kein Kind geboren wird.

Nun gibt es ja Vorschläge und Vorstellungen, daß man durch eine besonders großzügige finanzielle Dotation dieses Verhalten ändern könne. So hat beispielsweise der frühere Direktor des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, Hans W. Jürgens, einmal den Vorschlag unterbreitet, man solle allen Frauen mit mehreren Kindern einen beamtenähnlichen Status zubilligen. Solche Vorstellungen sind unabhängig von ihrer Finanzierbarkeit schon deswegen realitätsfern, weil sich nicht nur die Einbindung der Frauen in das Ausbildungswesen und den Beruf geändert hat, sondern weil die Mutterschaft inzwischen längst nur noch eine Phase im Leben von Frauen ist und keinesfalls mehr Frausein und Muttersein für das ganze Leben identisch sind. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts erlebten nur ca. 15 Prozent aller Mütter die Pubertät des letztgeborenen Kindes. Heute ist ein Großteil der Frauen erst Mitte 40, wenn ihre Kinder in die Pubertät kommen.

Da aber nun parallel zu diesem Reproduktionsverhalten auch die Lebenserwartung und die Gesundheit von Menschen deutlich zugenommen haben, sind im Lebenszyklus von Frauen Jahre entstanden, die es in dieser Form, historisch gesehen, nie gegeben hat und die eben nicht mehr dadurch ausgefüllt werden können, daß man auf Ehe und Familie verweist, weil selbstverständlich eine gut ausgebildete Frau von 40 bis 50 Jahren mit erwachsenen Kindern erwarten kann, in gleicher Weise sinnvoll in die Gesellschaft und die gesellschaftliche Entwicklung integriert zu sein wie ihr Ehemann oder Lebensgefährte. Da gegenwärtig in unserer berufsorientierten Gesellschaft die Integration und Partizipation an der gesellschaftlichen Entwicklung überwiegend über den Berufsbereich organisiert wird, kann es nicht verwundern, daß sich die Frauen entsprechend ihrer Ausbildung und ihrem Vermögen verhalten.

Man kann die verstärkte Berufsorientierung von Frauen gerade nicht auf eine ökonomische Grundeinstellung der heutigen Frauengeneration zurückführen, wie dies durchaus noch häufiger getan wird. In einer empirischen Untersuchung konnte nachgewiesen werden (Bertram/Bayer 1984), daß die Grundeinstellung

von Frauen zur Erwerbstätigkeit im wesentlichen von ihrer Ausbildung und ihrer Berufserfahrung geprägt wird und daß sie sich hier nicht von ihren männlichen Kollegen unterscheiden. Frauen mit einer guten Ausbildung und mit anspruchsvollen und interessanten Tätigkeiten haben eine ebenso intrinsische Motivation, das heißt, sie sind aus Interesse an ihrer Tätigkeit berufstätig wie die vergleichbaren männlichen Kollegen.

Die innerfamiliäre Arbeitsteilung

In den vorangegangenen Ausführungen kam das veränderte Erwerbsverhalten von Frauen zur Sprache, weil die skizzierten Veränderungen in der Familienbildung wie der Familienphase die Frauen stärker betreffen. Die männliche Rolle im Beruf und in der Familie ist hingegen weniger beeinflusst worden. Das zeigt sich daran, daß sowohl die innerfamiliäre Arbeitsteilung wie die innerfamiliäre Zeitdisposition den strukturellen Veränderungen nicht gefolgt sind.

Aus der vergleichenden Analyse von Zeitbudgetstudien der letzten 60 Jahre (vgl. Bertram/Borrmann-Müller 1987) lassen sich folgende Ergebnisse zur innerfamiliären Arbeitsteilung festhalten. Männer haben auch früher schon bei den im Haushalt anfallenden Tätigkeiten geholfen, es haben sich jedoch die Bereiche geändert, in denen sie tätig wurden. In den früheren Haushaltstagebüchern (Baum/Westerkamp 1931) verteilt sich die Mithilfe vor allem auf handwerkliche und Gartenarbeit, die Kinderpflege beispielsweise spielt keine Rolle. Die neueren Untersuchungen hingegen zeigen, daß Männer jetzt in den früheren typischen Frauendomänen wie Kinderbetreuung, Einkauf und Hausputz tätig werden. Der Anteil der männlichen Unterstützung hat sich jedoch über die Zeit hinweg kaum geändert. Auch heute noch wird, wie vor 50 Jahren, Hausarbeit von Männern und Frauen als Frauenarbeit interpretiert, da die Unterstützung durch die Ehemänner nach wie vor gering ist und die Verantwortlichkeiten für den Haushalt eindeutig verteilt sind. „Die Idee einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung zwischen den Ehegatten hat sich also in den Familien, in denen die Frau mit der Doppelrolle von Familienfrau und gleichzeitiger Beteiligung am Erwerbsleben konfrontiert ist, (noch) nicht in der Realität durchsetzen können und hat noch nicht einmal so viele praktizierende Anhänger, daß sich wenigstens ein geringer Unterschied zwischen den Männern nicht-erwerbstätiger und erwerbstätiger Frauen statistisch niederschlagen würde“ (Kössler 1984, 13).

Das Modell der innerfamiliären Arbeitsteilung ist trotz der vorher ausführlich dargestellten tiefgreifenden Veränderungen in den Lebensvorstellungen der Eheleute stabil geblieben. Die Entlastung der Frau ist also nicht durch eine partnerschaftliche Organisation der Familie erfolgt, sondern durch Verringerung des Zeitaufwands für Hausarbeit. Die soziale und ökonomische Selbständigkeit der

Frauen infolge ihrer Erwerbstätigkeit hat demzufolge nicht zu mehr Gleichheit innerhalb der Familie geführt.

Zwar stimmen sehr viele Studien darin überein, daß berufstätige Frauen mehr Mitentscheidungsbefugnis besitzen als nichtberufstätige, da sie unabhängiger sind, sie können auch soziale Kontakte selbständig und unabhängig vom Ehemann herstellen, und sie sind, so wird ausgeführt, auch durchsetzungsfähiger. Diese Unabhängigkeit der Frau, sei es aufgrund verstärkter Partizipation an Ressourcen, sei es aufgrund vermehrter Alternativen im Sinn von möglichen Lebensmustern, trifft aber auf eine relativ traditionale innerfamiliäre Arbeitsteilung. Möglicherweise ist die Ursache dieser traditionellen Arbeitsteilung aber gar nicht im Ungleichgewicht zwischen Mann und Frau innerhalb der Familie zu finden, sondern in den Resten eines überkommenen weiblichen Rollenverständnisses. Verschiedene Studien (Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit 1984, Spieß et al. 1984) sprechen von einem Nebeneinander traditioneller und progressiver Wertorientierungen bzw. einem Nebeneinander von Bewahrung und Erneuerung, so daß bei vielen Frauen tatsächlich noch das traditionelle Bild des letztlich entscheidenden Ehemanns, der in der Ehe den Kurs bestimmt, fest verankert sein könnte und die durch die Erwerbstätigkeit bedingte potentielle Verschiebung in der ehelichen Machtstruktur in der Familie gar nicht zum Tragen kommt.

Diese Vermutung wird gestützt durch Untersuchungen zur Zeitdisposition. Aufgrund der vorgenannten Arbeitsteilung sind die Chancen von Frauen, neben Beruf und Haushalt noch weitere Aktivitäten zu entwickeln, seien es Hobbies oder andere Formen von Freizeitgestaltung, doch erheblich reduziert. In einer empirischen Untersuchung (Burkhardt/Meulemann 1976) konnte nachgewiesen werden, daß 72 Prozent der berufstätigen Frauen sich in ihrer Freizeit mit Hausarbeit beschäftigen, im Gegensatz zu 16 Prozent der befragten Männer, denn, wie in einer anderen Studie (Hilzenbecher 1984) festgestellt wird, die Aufteilung der Freizeit der Ehemänner bleibt weitgehend von einer Teilzeitbeschäftigung der Ehefrau und der Zahl der im Haushalt lebenden Kinder unbeeinflusst.

Als Ergebnis kann man festhalten, daß trotz aller Rationalisierungsgewinne im Haushalt die traditionelle Verantwortlichkeit für die Hausarbeit weiterhin bei der Frau liegt und auch die Unterstützung durch den Ehemann, selbst bei den berufstätigen Frauen, marginal bleibt und keinesfalls im Sinn einer partnerschaftlichen Teilung der Arbeiten im Haushalt interpretiert werden kann. Auch bei der Gestaltung der Partnerbeziehung scheinen, trotz aller erkennbaren Fortschritte, traditionelle Vorstellungen vorzuherrschen, wobei insbesondere zu betonen ist, daß bei der Verfügung über Freizeit die Männer gegenüber ihren Frauen deutlich im Vorsprung sind.

Schlußfolgerungen

Die eingangs dargestellte These, daß auf der einen Seite sowohl in der Familienbildungsphase wie aber auch während der eigentlichen Familienphase deutliche Änderungen insbesondere durch die Änderung der Jugendphase und die Veränderung der Frauenrolle in unserer Gesellschaft nachzuweisen sind, wohingegen auf der anderen Seite bei der innerfamiliären Arbeitsteilung, teilweise auch bei der Gestaltung der innerfamiliären Entscheidungskompetenz und Zeitdisposition ein relativ hohes Maß an Konstanz zu beobachten ist, dürfte durch die vorhergehenden Ausführungen gut begründet sein. Welche Hypothesen in bezug auf die weitere Entwicklung von Ehe und Familie lassen sich nun aus den bisher vorgetragenen Überlegungen ableiten?

Zunächst könnte man folgern, daß Ehe und Familie eine Lebensform ist, die zunehmend zum Verschwinden verurteilt ist, da sie dem gesamtgesellschaftlichen Wandel nicht adäquat begegnen kann. Dies überzeugt um so mehr, als ja ganz offenkundig die innerfamiliäre Arbeitsteilung und teilweise die innerfamiliäre Machtverteilung relativ wenig von diesen externen gesellschaftlichen Veränderungen beeinflusst worden ist. Belege dafür sind die eingangs erwähnten Zahlen hinsichtlich der Abnahme der Haushaltungen von Familien mit Kindern einschließlich der Alleinerziehenden. Auch die zunehmende Individualisierung aufgrund der wachsenden Komplexität unserer Gesellschaft könnte herangezogen werden, um das langsame Verschwinden von Ehe und Familie zu prognostizieren. Doch scheint eine solche Betrachtungsweise sehr voreilig zu sein, weil die zunächst hier sehr einheitlich beschriebenen Entwicklungstendenzen zwar auf der gesamtstaatlichen Ebene der Bundesrepublik oder sogar in Westeuropa zutreffen mögen, aber schon bei einer kleinräumigeren Betrachtung, dem Vergleich der Bundesländer, nicht vollständig aufrechterhalten werden können. Durchschnittswerte und bundesweite Daten sind manchmal außerordentlich irreführend. Bevor man also generelle Hypothesen über das langsame Verschwinden von Ehe und Familie in der Bundesrepublik formuliert, muß man sehr genau regional differenziert analysieren, ob sich diese generellen Hypothesen tatsächlich in den einzelnen Gliederungen der Bundesrepublik entsprechend nachweisen lassen.

Dies soll nur an einem einzigen Beispiel, der Entwicklung der Ehescheidungen, verdeutlicht werden. Die steigenden Durchschnittswerte der Scheidungsraten in der Bundesrepublik sind bekannt. So wurden 1960 in der Bundesrepublik durchschnittlich 35,7 Ehen auf 10000 Ehen geschieden, während es 1984 bereits 87 Ehen auf 10000 bestehende Ehen waren. Der Durchschnittswert, den die Bundesrepublik insgesamt aufweist, verdeckt jedoch die große Variationsbreite innerhalb der Bundesrepublik.

Die Stadtstaaten Hamburg, Bremen und Berlin weisen sowohl 1950 wie auch 1960 und wiederum 1984 sehr viel höhere Durchschnittswerte auf als beispielsweise

se die Länder Saarland, Bayern, Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz. Schleswig-Holstein als Flächenstaat unterscheidet sich wiederum sehr deutlich von den vier genannten Flächenstaaten, wohingegen Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und Hessen eine mittlere Position einnehmen.

Es handelt sich hier keinesfalls um lineare Entwicklungen, sondern auch in bezug auf die Ehescheidung sind kurvenlineare Entwicklungen denkbar, weil beispielsweise die Scheidungsraten 1950 in allen Bundesländern einschließlich der Stadtstaaten viel höher waren als 1960 und auch noch 1970 bzw. 1980. Auch für den Freistaat Bayern kann man diesen Zusammenhang von Ehescheidungen und Verstädterung wie auf Bundesebene beobachten. Der Großraum München, die Städte Augsburg, Memmingen, Kaufbeuren, Ingolstadt, Nürnberg, Coburg, Schweinfurt und Hof, um nur einige große bayerische Städte zu nennen, weisen vollständig unabhängig davon, wie hoch die Scheidungsquoten im Umland sind, relativ hohe Ehescheidungsquoten auf und unterscheiden sich nur tendenziell von den Ehescheidungsquoten in den Stadtstaaten Hamburg und Bremen.

Der Zusammenhang zwischen Ehescheidungen und Verstädterung ist sicherlich dadurch zu erklären, daß in größeren Städten die Gelegenheitsstruktur zum Kennenlernen neuer Partner, die Belastungen durch die Hektik des städtischen Lebens und die hohen Erwartungen an die Individualisierung des einzelnen besonders große Herausforderungen für eine dauerhafte Partnerschaft bedeuten.

Diese globale Aussage sollte hier jedoch nur als Illustration für die These dienen, daß man im Grund genommen die sozialen Bedingungen untersuchen muß, die Ehe und Familie in besonderem Umfang gefährden oder auch stabilisieren, und daß die Analyse dieser sozialen Bedingungen nicht auf genereller Bundesebene erfolgen kann, sondern voraussetzt, daß man sehr sorgfältig versucht, in einem regionalen Kontext die einzelnen Bedingungsfaktoren herauszufinden, die die Lebensform von Ehe und Familie begünstigen oder auch benachteiligen. Stimmt beispielsweise dieser generell behauptete Zusammenhang zwischen Verstädterung und Zunahme der Ehescheidungen und damit Destabilisierung von Ehe und Familie, dann wäre aufgrund der vorhersehbaren Abnahme der Bevölkerung und dem damit möglicherweise einhergehenden Prozeß einer gewissen Entstädterung auch ein tendenzielles Absinken von Ehescheidungen nicht auszuschließen.

Tendenzen, die wir auf der Ebene der Gesamtgesellschaft feststellen, können sehr wohl aus regional ganz unterschiedlichen Entwicklungen zusammengesetzt sein, was auch bedeutet, daß man keine generellen Prognosen hinsichtlich der Entwicklung von Ehe und Familie machen kann. Erst auf der Basis von differenzierten Analysen sind wir in der Lage, über die weitere Entwicklung der familiären Lebensformen in der Bundesrepublik, bezogen auf bestimmte Teile der Bundesrepublik, Aussagen zu machen.

Die Daten über die innerfamiliären Beziehungen haben deutlich gemacht, daß die Ehepartner unabhängig davon, ob Mann und Frau berufstätig sind, noch sehr

traditionellen Rollenzuschreibungen anhängen und von dem Idealbild einer partnerschaftlichen Beziehung mit geteilter Verantwortlichkeit weit entfernt sind.

Für den Psychoanalytiker Erich Fromm ist die Partnerschaft von Mann und Frau aber nicht das Ergebnis vorgegebener Rollenerwartung und auch nicht das Ergebnis der Institution Ehe, sondern entsteht aus einem wechselseitigen Lernprozeß, in dem der eine den anderen als Individuum und gleichwertige Persönlichkeit akzeptiert und darauf aufbauend eine Beziehung entwickelt, aber auch klar erkennt, daß dieser andere jener, wie die Soziologen sagen, signifikante andere ist, zu dem man dauerhafte Bindungen haben will, durch die er sich wiederum von allen anderen deutlich unterscheidet. Liebe als Lernprozeß zielt darauf, daß zwei Partner lernen, wechselseitig füreinander Achtung zu entwickeln, die auch darauf basiert, daß der andere ein Individuum ist und kein Rollenträger. Herrad Schenk (1987) benutzt die Frommsche Definition, um deutlich zu machen, daß in einer hochdifferenzierten Gesellschaft, die aufgrund der eingangs beschriebenen Entwicklung über ein hohes Maß ausgeprägter Individualität ihrer Mitglieder verfügt, Ehe und Familie als Lebensform dann nicht mehr attraktiv sein können, wenn sie auf vorgegebenen Rollenerwartungen und Normen basieren, die die Wahrnehmung des anderen als Individuum und signifikanten anderen erschweren.

Literatur: E. Beck-Gernsheim, Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang, in: Soziale Welt 34 (1983) H. 3.; H. Bertram, H. Bayer, Berufsorientierung erwerbstätiger Mütter. DJI Forschungsbericht (München 1984); H. Bertram, R. Borrmann-Müller, Von der Hausfrau zur Berufsfrau? Der Einfluß struktureller Wandlungen des Frauseins auf familiales Zusammenleben (M. München 1987); M. Baum, A. Westerkamp, Der Rhythmus des Familienlebens. Das von einer Familie täglich zu leistende Arbeitspensum (Berlin 1931); H. Bonfadelli, U. Saxer, Lesen, Fernsehen und Lernen. Wie Jugendliche die Medien nutzen und die Folgen für die Medienpädagogik (Stuttgart 1986); Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (Hrsg.), Familie und Arbeitswelt, Bd. 143 (Stuttgart 1984); W. Burkhardt, H. Meulemann, Die „Rolle des Mannes“ und ihr Einfluß auf die Wahlmöglichkeiten der Frau (Stuttgart 1976); M. Hilzenbecher, Frauenerwerbstätigkeit, Familienzyklus und Zeitallokation. Zeitbudgetanalyse als Voraussetzung für eine empfänger- und phasengerechte Ausgestaltung familienpolitischer Maßnahmen (Spardorf 1984); R. Kössler, Arbeitszeitbudgets ausgewählter privater Haushalte in Baden-Württemberg. Ergebnisse einer Zusatzerhebung zur Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1983 (Stuttgart 1984); H. Schenk, Freie Liebe – wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe (München 1987); S. Spiess u. a., Wertwandel und generatives Verhalten. Ergebnisse einer Längsschnittstudie an jungen Ehepaaren, in: Zschr. f. Bevölkerungswiss. 10 (1984) 153–168.